

# „Da bin ich zu Hause – Bilder eines (zukünftigen) guten Lebens vor Ort“

Jobst Kraus<sup>1</sup>

## Geschichten

**Blicke in die Zukunft – und aus der Zukunft zurück. Das sich auf den Weg machen in eine reduktive Moderne braucht attraktive Vorstellungen, wie es sein könnte, oder wie es gewesen wäre, wenn eine Gesellschaft damals gehandelt hätte (als Futur 2 bzw. als „erhoffte Vergangenheit“):**

*„Tobik wurde klar, dass die Stadt einen lebenden Organismus darstellte, in der Art eines Korallenriffs, eine Lebensgemeinschaft von Architektur, Natur und Mensch. Die spezielle Topographie der Stadt, der glückliche Umstand der vielen Hanglagen und damit die Möglichkeit, oben auf den Hügeln stehend das Gefüge als Ganzes oder Zusammenhängendes begreifen zu können, führte dazu, dass er Stuttgart als ein lebendiges, atmendes Wesen begriff“.... Topik bog um die Ecke und gelangte auf eine der liebevoll Stäffele genannten Treppen, die der Stadt ihre Stempel aufdrücken. Diese aus den Weinbergstaffeln geborenen steilen Stadttreppen waren den Planern von Neu-Stuttgart ebenfalls ein Dorn im Auge, und man hätte statt ihrer nur allzu gerne ein System von Aufzügen installiert.- Das ist ohnehin die Zukunft: Aufzüge, die im Freien stehen, die den antiquierten Fußmarsch durch beengtes Stehen ersetzen, teure wartungsanfällige Konstruktionen, die irgendwann auch bis zum Mond reichen. Das Erfolgsrezept sogenannter Infrastrukturprojekte liegt überhaupt in ihrer Wartungsanfälligkeit. Denn Dinge, die reibungslos funktionieren, sind die Feinde der Wirtschaft“ (aus: Heinrich Steinfest „Wo die Löwen weinen“, Kriminalroman, Stuttgart 2011)*

**Und noch ein Auszug aus einem Beitrag aus Anlass des Reallabors für nachhaltige Mobilitätskultur am Sonntag 3. April 2016 im Theater an der Rampe unter dem Titel „UNTERWEGS IN STUTT GART IM JAHR 2030“**

....Machen Sie mit mir eine Rundreise durch die inzwischen weltweit bekannte Stadt der Transformation und kreativer Experimente Stuttgart – per SSB, Bus, Fahrrad-Rickshaw oder zu Fuß:

► *die Einführung von doppelt breiten Fahrradstreifen, die für elektrisch betriebene Lastenfahräder, City-Cruiser oder zum Nebeneinanderfahren geeignet waren, führten dazu, dass Stuttgart ähnlich wie Kopenhagen fast 30.000 Lastenräder und über 50 % Rad- Ein – und - Auspendler hatte – und dies trotz seiner Kessel- und Höhenlage. In ausgleichender Gerechtigkeit („solidarischer Mobilität“) wurde PKWs und LKWs Raum weggenommen und wenn sich Kraftfahrzeuge entgegenkamen, mussten sie sich auf der Radspur einklinken, was bei einer innerörtlichen Regelgeschwindigkeit von 30 teilweise auch 20 km/h auch gut möglich war. Eine Besonderheit war auch, dass Fuß- und Radwege zuerst von Split oder Scherben geräumt oder im Blick auf Schlaglöcher saniert wurden. Auch die Verkehrsschilder für Autos und Fahrräder hatten sich größtenteils angeglichen, alles Anzeichen für die veränderte Prioritätensetzung. In Stuttgart zu Besuch weilende Inder und Chinesen waren beeindruckt von Handwerkern oder städtischen Straßenreinigern auf Lastenrädern, dem Fahrrad-Lebensmittel oder Brötchenservice oder wie sogar VIPs – Bürgermeister, Pfarrer - auf dem Rad – oder gefahren im City-*

---

<sup>1</sup> Bad Boll, ehrenamtlicher Nachhaltigkeitsbeauftragter des BUND Landesverbandes Baden-Württemberg

*Cruiser – den Bürgern ein Stück näher kamen.*

► *Parkhäuser waren zum Großteil überflüssig geworden und wurden von der innerstädtischen Landwirtschaft oder als Spielplätze genutzt, in leerstehenden Tiefgaragen wurden Pilze gezüchtet, Parkplätze wurden zu Parks, Straßen wurden zurückgebaut. Auf Dächern von Wohn- oder Bürogebäuden wurden Gemüse und Kräuter geerntet, zum Teil in den Kantinen und Küchen dann gleich verarbeitet. Es wurden Hecken und Streuobstwiesenstreifen angelegt, es entstanden Kolonaden – auch um sich vor der immer stärkeren Sonneneinstrahlung und Hitze zu schützen. Die reduzierte innerörtliche Geschwindigkeit und der geringer gewordene und dazu noch elektrische Verkehr veränderten Architektur und Stadtbild und brachten die Menschen wieder auf die Straße. Üblich geworden war es, dass Bewohner vor ihrem Haus saßen, einen Schwatz hielten, Boule oder Schach spielten oder über die aktuelle Politik stritten. Eltern konnten ihre Kinder wieder allein zum Kindergarten oder zur Schule schicken. Es war ein großes Aufatmen, nicht nur, weil die Luft besser geworden war.*

*Um Energie- und Ressourcen zu sparen, aber auch um mit anderen Menschen zu schwätzen, machte man sich auf den Weg ins Gemeinschaftskühlhaus (häusliche Kühltruhen waren eine Seltenheit geworden), das gleichzeitig auch Energiespeicher, Rad- und Car-Sharing-Station war. Dies alles war heute im Hospitalhofviertel zu besichtigen. Beim Masterplan für das Quartier war anfangs nur der öffentliche Raum und die Straßengestaltung im Blick. Durch die Einbeziehung von Initiativen und Bürgern, die Durchführung weiterer Reallabore wurde der gesamte gesellschaftliche Alltag thematisiert, leerstehende Büros an WGs gegeben, Kirchengemeinden motiviert ihre Gemeindehäuser in Häuser der Eigenarbeit umzufunktionieren. Hier konnte frau/man - gegen eine kleine Leihgebühr – wenn gewollt unter Anleitung – Möbel reparieren, geliebte Klamotten einem Refashioning-Prozess unterziehen oder wieder lernen, die Überschüsse der Ernte aus dem Gemeinschaftsgarten einzumachen...*

*Es war wieder ein Genuss sich im öffentlichen weil ent-lärmten Raum aufzuhalten, zu diskutieren. Man sah Vorleser und Erzählerinnen, denen Erwachsene wie Kinder lauschten. Es gab Bibliotheken wie Sprachkurse aller Art unter freiem Himmel. Auf den Druck vieler Menschen, die in der Flüchtlingsbetreuung engagiert waren, gab es einen Sprachpark, wo alles – von der Regenrinne bis zum Kantstein – poppig in Deutsch und vielen anderen Sprachen beschriftet wurde, so dass es leichter war deutsch – oder auch arabisch zu lernen. Noch vor Jahren als unmöglich angesehen, wurden innerstädtisch im Sommer und Herbst Linden-, Holunderblüten oder Kornell - Kirschen gesammelt. Auf öffentlichen Plätzen wurde Theater gespielt. Die Bürger sprachen von IHRER Stadt, da sie in dieser nicht nur wohnten und arbeiteten, sondern sie mit anderen auch über ihre gemeinsame Zukunft mitbestimmen konnten.....*

**Udo Lindenberg ist vor Kurzem 70ig geworden. Auf die Frage, warum er im Hotel wohnt, antwortete er in etwas sinngemäß, dass er im Hotel alles habe, was er brauche und er sich auch nicht um den Müll kümmern müsse. Im Rahmen der Initiative „Neustart Schweiz“ wurde die Idee skizziert, dass alle Schweizer im Hotel wohnen könnten. Nachstehen ein Auszug aus „Grandhotel Schweiz“:**

*Man kann sich heute kaum noch vorstellen, wie wir in den zehner Jahren lebten. Wir plagten uns zum Beispiel vierzig Stunden pro Woche ab, um all den Krempel kaufen zu können, den wir dann periodisch wieder fortschmissen (entsorgen mussten – wozu sich diese Sorgen zuerst überhaupt schaffen?). Wir pendelten per Auto zwischen sinnlosen Jobs und öden Wohnquartieren hin und her, obwohl es wissenschaftlich belegt war, dass Pendeln der größte Unglücksfaktor in einer westlichen Gesellschaft*

war, noch vor Zahnweh oder dem Tod selbst (Sterben macht übrigens nicht unglücklich).<sup>1</sup> Wir leisteten uns Dinge, die wir nicht brauchten, oder die wir ineffizient nutzten. Wir hatten unsere private Wohnfläche von 30m<sup>2</sup> in den achtziger Jahren auf 50m<sup>2</sup> erweitert, nur um uns dann auf dem Sofa zu langweilen. Klar, wir brauchten ein Rückzugsgebiet, eine private Wellnesszone, weil die öden Jobs uns so ausgelaugt hatten. Und wir brauchten die Jobs um die Mieten bezahlen zu können.

Die Job/Auto/Wohnungsfront war allerdings schon in den neunziger Jahren am Abbröckeln. In Zürich hatte 2014 die Mehrheit schon kein Auto mehr, und die Wohnflächen begannen zu schrumpfen, Teilzeitarbeit nahm zu. Die Absetzbewegung war im Gang. Wir merkten, dass wir außer einer guten Matratze, einer Dusche, ein paar Kleidern und gesundem Essen gar nicht so viele Dinge brauchten. Shopping wurde zur Qual. Mode zur Folter. Das Wort «neu» zu einer Schreckensbotschaft. Die Zeiten, als wir grosse Wohnungen brauchten, die wir als Beutemuseen unserer Shoppingfeldzüge einrichteten, waren vorbei. Wir gaben unser Geld lieber für Reisen, Computer, gutes Essen und Kultur aus als für Mieten, Möbel und Klamotten. Das Auto passte nicht mehr zum neuen urbanen Lebensstil. Das GA und eine Mobility-Karte taten es auch.

Schliesslich entdeckten wir, dass wir gar nicht mehr wohnen mussten. Der ganze Ärger um die Wohnungssuche, das Putzen, das Umziehen, das Möbelkaufen, war gar nicht nötig. Heute wohnen wir überall und nirgends. Kein Mensch hat mehr Möbel. Warum Möbel herumschieben, wenn doch überall schon welche stehen? Die Stadt, die Schweiz, die Welt, sind endlich bewohnbar.

Klar müssen wir irgendwo schlafen, aber das kann man ganz gut in einem Hotel. Selbst zu kochen ist hauptsächlich ein Umweltverbrechen: 30% des Energiebedarfs der Ernährung wurde in unseren Küchen und Lebensmittelärgen – den Kühlschränken – verursacht.<sup>3</sup> (Lebensmittel, das waren übrigens diese lampigen Objekte, die lange herumlagen und dann in den Abfall wanderten bzw. «entsorgt» wurden.). Im Jahr 2014 fanden wir es heraus: **Der Mensch ist dazu gemacht in einem Grand Hotel zu leben** (eine andere Erfindung der Engländer - man findet sie überall in der Schweiz noch).<sup>4</sup> Grand Hotels sind die modernen Nomadenzelte, Basislager oder Unterstände. Endlich sind wir angekommen. Wir sind alle Gäste auf diesem Planeten, die für durchschnittlich 80 Jahre pauschal gebucht haben. Die Zimmer können von allen benutzt werden und eben nur, wenn man sie wirklich braucht. Es lohnt sich solide Möbel anzuschaffen. Gekocht wird in vernünftigen, grösseren Mengen und daher hocheffizient in der Hotelküche, die Lagerhaltung ist dank professioneller Einrichtung und großer Mengen abfallfrei. (Große Mengen lassen sich leichter planen, weil die Schwankungen statistisch relativ kleiner sind.) In den Salons, Fumoirs, Bibliotheken, Billiard-Zimmern, Ball- und Esssälen im Erdgeschoss wird getanzt, geraucht, gelesen, gespielt, getratscht und geschrieben, ohne dass jemand ein Möbel, ein Buch, einen Teller, kaufen müsste. Es gibt sogar betreute Kinderspielräume – etwas abgelegen – so dass auch Eltern bei all dem mitmachen können. Diese gemeinsam nutzbaren Räume sind ökologisch sehr effektiv, pro Person fallen nicht mehr als zwei Quadratmeter an (das macht 1000m<sup>2</sup> bei 500 Gästen). Dazu kommen noch 20m<sup>2</sup> für das Zimmer, macht 22m<sup>2</sup>. Früher waren es gegen 50m<sup>2</sup>: Diese Räume mussten beheizt werden. Sie mussten gebaut und unterhalten werden. Das führte dazu, dass Wohnen einen Viertel unserer Umweltbelastung ausmachte.<sup>5</sup> Ein Wahnsinn! Dabei bringt Wohnen nur Kummer und Sorgen. Wohnungen fixieren uns an einem Ort, lähmen unsere Bewegungsfreiheit, generieren viel Arbeit. Umziehen ist ein Krampf. Zieht jemand um von einem Grand Hotel in ein anderes, braucht er nur eine kleine Tasche zu packen. Sie braucht nicht einmal Kleider mitzunehmen, denn jedes Grand Hotel hat eine Ausleihgarderobe, Bettwäsche ist schon da, Schirme gibt's auch, Zahnbürsten ebenfalls. Sogar Unterwäsche S M L XL (nur in schwarz).....

Der Umbau der Schweiz zu den Grands Hotels dauerte nur 5 Jahre und erzeugte die verschiedensten und buntesten Hotel-Formen: Blockrandhotels, Hochhaushotels, diffuse Dorfhoteles, mit

*Zwischenbauten verbundene Agglohotels usw. Einzig aus den Einfamilienhaussiedlungen liess sich nichts Vernünftiges machen: sie wurden vom Zivilschutz abgerissen und wieder in stadtnahes Landwirtschaftsland zurückverwandelt. Ländliche Weiler dienten als Dépendences für die Lebensmittelproduktion der Hotels, meist ergänzt durch einen Gasthof mit Metzgerei, Käserei, Minigolfanlage, mit Zimmern für arbeitende und andere Gäste.....*

## **Suffizienz – was ist das?**

„Weniger, anders, besser“ spiegelt sich in dem bekannten Dreiklang von Effizienz, Konsistenz, Suffizienz, nur in einer etwas anderen Reihenfolge. Die Studie Zukunftsfähiges Deutschland von BUND, EED und Brot für die Welt verwendet fast synonym dafür auch die drei Adjektive „dematerialisiert, naturverträglich und selbstbegrenzt“ und der Hamburger Kirchentag 2013 hatte die viel diskutierte Losung „so viel du brauchst“. Es geht also um eine Kultur wie auch um eine Ökonomie des Genug.

Effizienz (möglichst viel aus einer Kilowattstunde herauszuholen), Konsistenz (Ökoeffizienz, Kreislaufwirtschaft) müssen also um die Suffizienz ergänzt werden. „sufficient“ im Englischen „ca suffit“ im Französischen bedeutet also nicht Verzicht, sondern dass die Erwartung erfüllt ist, Befriedigung ist erfolgt, es reicht mir, ich habe genug. (Selbst-) Begrenzung ist notwendig, nicht nur in globaler Perspektive, damit es für alle Menschen reicht, sondern auch für einen selbst. Ein Maler vor einer riesigen, unbegrenzten Leinwand hätte Schwierigkeiten ein Bild zu entwickeln und Erdbeeren das ganze Jahr über lassen den Genuss verkümmern.

So gilt es eine Kultur des Genug, des rechten Maßes zu entdecken, zu entwickeln und zu experimentieren, dem immer „höher, schneller, weiter“, ein „atempo“ entgegenzusetzen.<sup>2</sup>

Das führt zur Notwendigkeit, Produktion und Konsum „herunterzufahren“, zu „entrümpeln“. In letzter Konsequenz heißt dies, dass unsere Gesellschaften mit weniger materiellen Gütern auskommen haben, stattdessen aber einen Gewinn an Lebensqualität zu verzeichnen und das genießen können, auf was wir – im Tausch für Konsum - wie selbstverständlich verzichten, wie z.B. saubere Luft, einen dunklen Nachthimmel, den Blick in die Sterne (den wir fast nur noch in den Bergen haben), klares sauberes Wasser, verkehrsberuhigte Straßen, so dass Eltern ihre Kinder unbesorgt allein in Kindergarten und Schule schicken können, um die Ecke einkaufen zu können, nebeneinander Rad zu fahren, als Fußgänger die Straße mit einer Ampelschaltung überqueren zu können, aber auch Stille und Ruhe, Zeit- oder/und Beziehungswohlstand statt Güterwohlstand. Versuchen wir den Klimawandel abzubremsen und in unserem Wirtschaften gegenüber derzeit lebenden Menschen, wie auch kommenden Generationen, gerecht zu sein, dass Ihnen kein Schaden bleibt, bedeutet dies, künftig ressourcenarm, naturverträglich sowie selbstbegrenzt zu wirtschaften und zu konsumieren. Hierbei signalisiert „selbstbegrenzt“, dass Effizienz als Strategie allein nicht ausreicht, vielmehr um ein „Genug“, um die sogenannte Suffizienz ergänzt werden muss.

Eine Kultur und eine Ökonomie des Genug ist aber auch aus Gründen – global wie nationaler - Gerechtigkeit notwendig. Denn Armutsinderung ist nicht möglich ohne gleichzeitige Reichtumsminderung. Entsprechend geht es auch um Umverteilung von Arbeit und Vermögen. Wenn – da weniger Produkte nachgefragt werden – nicht mehr so viel gearbeitet werden muss, ist

---

<sup>2</sup> Das heutige Verständnis von Tempo hat sich aus einem Begriff der Musikgeschichte, dem atempo im Sinne von im rechten Maß zu einem Beschleunigungsbegriff gewandelt

die verbleibende Arbeit gerecht zu verteilen. Vielleicht wird dann die Vollzeit für alle eingeführt – bei 30 oder 25 Stunden „Lohnarbeit“.

Auch wenn eine Kultur und eine Ökonomie des Genug notwendig sind, ist es doch schwer, sich aus einer gewohnten Tradition „grenzenloser Bedürfnisse angesichts unbegrenzter Ressourcen“ zu befreien. Es ist alles andere als einfach, auf Suffizienz zu setzen und gegen den Strom des „everything goes“ zu schwimmen. Ernüchternd ist festzustellen, dass der Planet Erde und der Anspruch eines guten Lebens für alle Menschen, besonders der globalen Konsumentklasse Grenzen im Ge- und Verbrauch von materiellen Gütern setzt. Auch wenn der „Kopf“ einsichtig ist, dass es die große Transformation, ein „weniger, anders, besser“ oder den Übergang von der expansiven zur „reduktiven Moderne“ (Welzer) braucht, spielt der „Bauch“ nicht gleich mit. Wenn Suffizienz, eigentlich eine „Kultur (und Ökonomie) des Genug“ zum selbst-verordneten Verzicht, zum Zwang und zur Mühe wird, wird sie anfällig für Rückschläge. Den Suffizienzgedanken kann man aber auch als eine große einmalige Chance sehen – für einen selbst, wie auch für Kommunen, Verbände wie die gesamte Gesellschaft zu einem guten Leben zu kommen.

Suffizienz eröffnet gerade auch finanziell Schwachgestellten mehr Freiheitsgrade gegenüber den Verführungen der Warengesellschaft und damit auch mehr (finanzielle) Handlungsspielräume. Suffizienz eröffnet dabei die Debatte über eine gerechte Verteilung materieller und immaterieller Güter, die bei der Effizienz und Konsistenz keine Rolle spielt. Und sie entbindet die Politik keinesfalls von der Aufgabe, für alle - insbesondere für weniger Privilegierte - für ein gutes Leben zu sorgen. Und: Hat die deutsche Gesellschaft, besonders diejenigen, die die Hungerzeiten, das „zu wenig“, der Kriegs- und Nachkriegszeit noch bewusst erlebt haben oder die, die die Knappheit der Güter in der DDR erfahren hatten, diese kargen Zeiten verdrängt? Oder macht es diese historische Erfahrung angesichts erlebten selbstverständlichen Überflusses schwerer auf „ein weniger“ umzuschalten? Und auch in der heutigen Zeit wächst die Zahl der Menschen, die sich nicht leisten können, was sie dringend zum Leben brauchen, die auch heute zu wenig haben und arm sind – in Deutschland und weltweit. Wo liegen die Chancen, sich auf den Weg in eine Kultur des Genug aufzumachen?

Zuerst für die Einzelnen/das Individuum

- Autonomie erfahren: Suffizienz hilft, sich ein Stück weit unabhängig von den Verführungen der Warenwelt zu machen, eigenständig zu denken und unabhängig zu handeln. Das fühlt sich nicht unbedingt schlecht an!
- Ballast im eigenen Haushalt abwerfen und entrümpeln: Ein bundesdeutscher Haushalt hat etwa 40 – 50.000 Gegenstände, die uns erfreuen, aber auch belasten, die wir aufräumen, säubern und suchen, die Zeit beanspruchen und unseren Alltag verstopfen - und die gleichzeitig mit ihrem Ressourcenverbrauch kommenden Generationen Lebensmöglichkeiten nehmen. Es mag zunächst herausfordernd klingen, doch das eine oder andere zu verschenken oder mit anderen zu teilen, statt es allein zu nutzen oder nur herumliegen zu haben, kann sehr zur persönlichen Zufriedenheit beitragen.
- Kompetenzen schaffen: Wenige Dinge zu besitzen und das Wenige aber länger zu nutzen, dann auch besser zu kennen, zu pflegen, vielleicht auch reparieren zu können, ist ein Rückgewinn an Kompetenz. Dinge, mit denen wir leben und arbeiten, sind auch immer bedeutsam für unsere individuelle Identität, sie bekommen einen Wert, auch „aufgearbeitet“ oder refashioned .
- Genuss und Achtsamkeit zelebrieren: Besonders im Bereich Ernährung bringt eine Kultur der Suffizienz den Genuss wieder zurück. Sei es als Frühjahrs-Butterbrot mit Radieschen oder Schnittlauch, die sonst oft nur als Garnitur, oder als Erdbeeren zur Saison verwendet werden. Ein

Sonntagsbraten in Bioqualität schmeckt nach einer fleischarmen Woche besonders gut. Es ist die Eleganz der Einfachheit, die den Reichtum der Region und der Saison entdeckt.

- Kreativität Raum geben: Eine Kultur des Genug, ein „so viel du brauchst“ macht erfinderisch, kitzelt Kreativität heraus und fördert so eher produktive als konsumptive Bedürfnisse – oder auch das Nichtstun, die Muße. Wann war einem das letzte Mal langweilig? Und hat man nicht manchmal die besten Ideen beim Nichtstun, ziellosen Herumlaufen und Warten?
- Zeit gewinnen, Nähe kreieren: Suffizienz im Alltag – das Radfahren zur Arbeit, das Warten an der Haltestelle, das kreative Verarbeiten von Resten, das Tüfteln an Problemen, das Gespräch mit Freund\*innen oder Bekannten - braucht Zeit – und so kommt durch die „Hintertür“ die Erfahrung von Entschleunigung . Abstand zum rasanten Leben reduziert auch Entfremdungserfahrungen. Positiv gesprochen geht es um die Erfahrung, „sich zu Hause zu fühlen“ – ob in bestimmten Kontexten, im Umgang mit Dingen, im Verhältnis zu Raum und Zeit und in den Beziehungen zu anderen Menschen. Hier kommt der Begriff der „Resonanz“ ins Spiel: „Das Ausbilden von Resonanzverhältnissen ist fast immer schlicht zeitintensiv: Wenn wir uns in einem Gespräch wirklich berühren wollen, müssen wir uns dafür Zeit nehmen, wenn wir uns einen Raum wirklich aneignen oder anverwandeln wollen, dürfen wir ihn nicht einfach nur schnell, effizient und instrumentell nutzen, sondern wir müssen ihn uns in seinen sinnlichen Raumqualitäten erschließen, wenn wir ein Konzert als Resonanzerlebnis erfahren wollen, müssen wir in einen Zustand der Muße gelangen, wenn sich zwischen Arzt oder Pflegekraft und Patient so etwas wie ein Resonanzverhältnis ausbilden soll, darf die Stoppuhr nicht mitlaufen usw.“(Hartmut Rosa in „Beschleunigung und Entfremdung“)
- Bewusst erleben und erfahren: Das Weniger an Dingen, an Terminen und an Handlungen kann dazu führen, dass wir eher auch das tun, was wir wirklich wollen und wir das Dilemma „Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich zu selten dazu“ (Ödon von Horvath) überwinden. Die Entfremdung von unseren eigenen Handlungen nimmt ab. Vielleicht wird das eigene Leben statt erlebnisreich und erfahrungsarm wieder erfahrungsreich bei einem weniger an Terminen, Reisen, Erlebnissen, die schnell vergessen – oder durch Souvenirs künstlich wachgehalten werden – und letztlich nicht in die eigene Lebenserfahrung eingehen.
- Gemeinschaften bilden: Suffizienz holt einen auch eher aus der individualistischen Ecke, schafft Begegnungen, vermittelt Resonanz (s.o.) und dies passiert zwangsläufig eher, wenn Dinge gemeinsam genutzt, Lösungen gemeinsam entwickelt werden.
- Gesundheit fördern: Mit dem Rad zur Arbeit, Familien-Radtouren, zu wandern und längere Strecken zu Fuß gehen – so wie Schüler\*innen einer Abschlussklasse aus Winterbach bei Stuttgart nach Basel ca. 280 km gelaufen sind - sind nicht nur prägende Erfahrungen, sondern stärken das Herz-Kreislaufsystem und sind so gesundheitsfördernd. Eine Entschleunigung in Arbeit und Freizeit, nimmt auch den Druck zur Leistungssteigerung (im schlimmsten Fall durch Drogen).
- Die Nacht zurückerobern: Praktizierte Suffizienz kann auch dazu führen, dass Menschen weniger gegen, sondern mit ihrem Körper leben, vielleicht mal auszuprobieren, den (Arbeits-)Tag nicht über Gebühr zu verlängern und die Nacht auch Nacht bleiben zu lassen. Der Biorhythmus des Menschen ist durch das Licht bestimmt. Unsere Vorfahren wachten mit dem Morgengrauen auf, nach Sonnenuntergang gingen sie ins Bett. Melatonin steuert den Tag -Nacht Rhythmus und ist wichtig für die Regeneration, es wird vom Körper nur produziert, wenn es dunkel ist. Mit Suffizienz liegt die Zukunft auch im Dunklen. Es macht daher Sinn, den Tag bewusst abzuschließen und nicht nur erschöpft einzuschlafen. Nach dem in Berlin lebenden Philosophen Byung Chul Han ist Beschleunigung ein Symptom. Sie hat ihre Ursachen in der allgemeinen Unfähigkeit, etwas abzuschließen, speziell auch den Tag zu beenden, in dem verlorenen Rhythmus von Tag und Nacht.

- Geld sparen: Wenn wir uns an dem Prinzip der Suffizienz orientieren, spart das auch Geld, sofern es nicht – siehe Rebound Effekt – wieder in neue zeit- und materialintensive Güter investiert wird. So beträgt die Miete in vergleichbarer Gegend für eine kleinere Wohnung weniger – und zieht auch weniger an Folgekosten an Energie oder an dem fehlenden Raum für immer mehr Shopping-Sehnsüchte. Ähnliches gilt für den Bereich der Ernährung: Nach einer Studie des Öko-Instituts betragen die Kosten eines Ernährungsstils mit 100 % fairen wie Bio-Lebensmittel, aber mit 70 % weniger Fleisch, dafür viel Gemüse und Obst pro Jahr und Person 2.839 € und damit nur 80 €/Jahr mehr als wenn sich jemand konventionell und mit viel Fleisch ernährt (2.758 €/a). Und wenn dann noch das Wegwerfen von Lebensmitteln (53 Kilo vermeidbare Abfälle pro Person und Jahr mit einem Warenwert von 235 Euro) reduziert wird, kann man sich ökofair verpflegen und noch Geld sparen.

Und für die Gesellschaft?

- Infrastrukturen neu ausrichten: Würde sich mit der Zeit eine Suffizienz-Kultur ausbreiten, würde dies zu einem breiten gesellschaftlichen Wandel führen: Infrastrukturen würden verändert oder zurückgebaut, Städte und Dörfer erhielten - orientiert am menschlichen Maß („human scale“ – nach Jan Gehl, nach dem unter anderem 100 m städtischer Straße etwa 15 verschiedene Läden, Werkstätten etc. befinden) - ein neues Gesicht, hätten wieder eine große Aufenthalts- und Lebensqualität. Arbeiten, Einkaufen, Wohnen und Freizeitgestaltung rücken wieder zusammen.
- Kollektiv nutzen: Politik könnte in Schritten die vorhandenen ordnungsrechtlichen und finanzpolitischen Rahmenbedingungen verändern. Gesellschaft beginnt sich zu wandeln: vieles würde kollektiv genutzt – nicht nur im Mobilitäts-, sondern auch im Bereich Wohnen (gemeinsames Kühlhaus, Gästezimmer etc.). da nicht mehr so viel produziert wird und die Produkte langlebiger sind, kann Arbeitszeit reduziert werden. Und wenn die verbleibende notwendige Arbeit gerecht verteilt wird („Vollzeit für alle“) und der Lohnausgleich die niedrigen Gehaltsgruppen bevorteilt würde auch die Verteilungsgerechtigkeit wachsen.
- Haushalte entlasten: Die öffentlichen Haushalte würden finanziell entlastet, wenn mit sinkender Wohnfläche sich auch der Druck auf den Ausbau der Infrastruktur reduziert . Noch ein Beispiel aus dem Gesundheitsbereich: eine mehrjährige Modellstudie in drei norwegischen Städten ergab, dass 30 Minuten Radfahren pro Tag bei bis dahin inaktiven Personen eine jährliche Ersparnis von 3.000 bis 4.000 Euro an gesellschaftlichen Kosten bringt. Für schon aktive Personen liegt dieser Wert bei 500 bis 1.500 Euro pro Jahr. Dies darf allerdings nicht zu einem staatlich verordneten Gesundheitsverhalten führen.
- Resilient werden: Bürger\*innen, die sich fragen, wie sie in Zukunft leben wollen, tragen zu einer gesellschaftlichen Zukunftsvorstellung bei und bestimmen so schon vorab, was wie erforscht, entwickelt und produziert wird. Und da Suffizienzmaßnahmen in der Regel mehr mit mentalen Strukturen und Alltagshandeln als mit ständigen technologischen Innovationen verbunden sind, steuert die Gesellschaft auch in weniger Risiken, wird als ganze resistenter und resilienter gegenüber auftauchenden Herausforderungen, wie z.B. den Folgen des Klimawandels.
- Pionier sein: Letztlich wird eine an Suffizienz orientierte Gesellschaft global auch zum „role model“ eines nachhaltigen Entwicklungsmodells , ähnlich wie es das Erneuerbare Energien-Gesetz (EEG) auf technischem Gebiet war. Die Nachhaltigkeits-Entwicklungsziele der UN (Agenda 2030 oder Sustainable Development Goals, kurz: SDGs) erfordern ja bis 2030 einen großen Sprung. Und da immer noch der Satz gilt „wie im Westen so auf Erden“, könnten sich Gesellschaften, insbesondere die des globalen Nordens, weltweit zu einer ähnlichen Entwicklung herausgefordert fühlen. Speziell in dem Bereich einer Kultur des Genug gibt es viele auch übertragbare Beispiele aus anderen Ländern und Kulturen (z.B. das Buen Vivir lateinamerikanischer Staaten), von denen hochentwickelte

Gesellschaften lernen können, z.B. von einer Architektur die durch die Konstruktion eines Gebäudes eine ressourcenintensive Klimatisierung überflüssig macht.

Suffizienz ist in vielerlei Hinsicht eine große Chance, Kompetenz, Genuss und eine Eleganz der Einfachheit zurückzugewinnen.

## **Schöner Wohnen - können wir uns das leisten?**

Genau wie vor 20 Jahren leben heute gut 80 Mio. Menschen in Deutschland. Doch während dieser Zeit stieg die Anzahl der Wohnungen von 35 auf 41 Mio. mit 30 Mio. Räume auf 800 Mio qm. Der Anstieg der pro Kopf Wohnfläche: von 24(1960) auf 46 (2015) auf 60(2030) ist auch auf den Trend zur Individualisierung zurückzuführen – und auf ein zu viel an Geld, so dass man/frau sich eine Zweit- oder Drittwohnung leisten kann. Betrachtet man den Rohstoffverbrauch in Deutschland für Bauen und Wohnen in Höhe von 700 bis 800 Millionen Tonnen/a, ist dies nicht globalisierbar – auch was die Ansprüche an Wohnfläche pro Kopf mit all den Folgekosten für Heizen und Beleuchten etc. ganz zu schweigen von der Möbel-Wegwerf-Kultur, die das Erbstück Schreibtisch oder Kleiderschrank längst abgelöst hat, betrifft. Der bei alledem in Erscheinung tretende ressourcenintensive Lebensstil lässt sich global nicht vervielfältigen. Schrumpfung ist angesagt – und eine andere Boden- und Wohnungspolitik. Und angesichts des globalen Baubooms und schon mafiöser Machenschaften, an Bausand zu kommen, ist auch hier Ressourcenschonung angesagt, denn auch Sand gibt es nicht „wie Sand am Meer“.

Ein Motiv – neben dem Bedürfnis „für sich zu sein“, dem Statussymbol des Hauses wie auch der identitätsstiftenden eigenen Wohnung - für das großflächige „schöner wohnen“ und die Tatsache, dass die, die es sich leisten können, sich so schön „drinnen“ einrichten, kann auch darin liegen, dass der öffentliche Raum gefährlicher, unsicherer und unwirtlicher geworden ist. Menschen haben draußen keinen Platz. Nicht nur für Kinder ist es zu gefährlich. Menschen beziehen ihre Beziehungs- und Resonanznotwendigkeiten eher von materiellen Gütern (Großbildschirm, Wellness-Bad, Kellerbar (warum verschwinden Kneipen?) und virtuellen Kontakten über den Computer und das Smartphone her beziehen. Das digitale Zeitalter hat dazu geführt, dass wir das Bett eigentlich gar nicht mehr verlassen müssten, um das soziale Leben zu organisieren. Alle Kommunikation kann theoretisch vom Bett aus über das Internet erledigt werden. Wollen wir vielleicht gar nicht mehr auf die Straße gehen und unter Menschen sein, weil wir das via Internet sowieso den ganzen Tag sind? Große Teile des Tages – im Büro oder zu Hause – vor dem Computer und online. Wozu also brauchen wir dann noch einen weiteren Raum, der Wohnzimmer heißt. Dies wäre ein Ansatz Wohnungen zu verkleinern. Noch aber gilt: je unwirtlicher der öffentliche Raum, desto mehr muss Mensch sich in die eigenen vier Wände zurückziehen – und gegen eine giftige Luft – siehe die Situation in China – helfen dann eingebaute Filter.

## **Anders und besser wohnen**

Die Stadt ist von ihren Bürgern, ihren Initiativen, ihren Politikern, ihren Planern und Architekten als Möglichkeits- und Hoffungsraum zu sehen, als Ort des Diskurses aber auch der praktischen Teilhabe, verstanden als kommunale Partizipation - auch im Prozess des Wohnungsbaues - zu entdecken. Unter gerechten Verhältnissen können Bürgerinnen und Bürger ihre Stadt dann auch als Gemeingut, als „Commons“ ansehen, als Stadt, die allen ihren Bürgern gehört und gleichzeitig Fremden gastfreundlich offensteht. Dann wird es in den Grenzen des Wachstums (planetarische Grenzen nach Anders Rokström):

- eher um Innen- statt Außenentwicklung gehen,



- eher um Bestandsentwicklung, um Erhalt nach dem Motto „aus Alt mach Neu“ als um Neubau (siehe auch Daniel Fuhrhop, Verbieht das Bauen! eine Streitschrift, München 2015);
- um eine Stadt der kurzen Wege, um Funktionsmischung und die Wiederentdeckung des Sozialen. Es geht um die Rückgewinnung des öffentlichen Raums für die Bürger aus Dorf und Stadt. Dieser Raum darf nicht nur den Autos und dem Kommerz überlassen werden. Er braucht eine neue Aufenthaltsqualität. Wie öffentliche Räume durch kleine Veränderungen „gewinnen“ zeigt sich z.B. am Bahnhof Santa Lucia in Venedig, wo ein öffentliches Klavier zum Spielen einlädt, was den Charakter der Station gleich verändert.
- um ein Leben zwischen den Häusern mit urban gardening als zukünftiger Subsistenzbeitrag, der essbaren Stadt. Angesagt ist die Rückeroberung des öffentlichen Raums nach dem Motto „reclaim the road“, aus dem die Bewohner\*innen in kleinen Schritten von einer radikalen Minderheit der privaten PKW – Besitzer (und der entsprechenden Stadtplaner) systematisch verdrängt wurden. Vermutlich hätte es nie die Entwicklung zu einer PKW-dominierten Stadt gegeben, wenn Gehsteige niveaugleich durchgebaut worden wären und Autos immer – ähnlich wie bei den „bumps“ in verkehrsberuhigten Straßen oder bei Schulen und Kindergärten
- die Nähe, das Wohnumfeld, der Kiez müsste wieder zum Hauptziel täglicher Freizeit- und Einkaufs-Aktivitäten werden – auch weil hier Resonanz erfahren werden kann.
- Aufgabe wird es sein, den Trend weiterer Individualisierung umzukehren (Stuttgart hat fast 50 % Single-Haushalte), Wohnen wie Udo Lindenberg im Hotel und Grand-Hotel Schweiz sind gedankliche Herausforderungen, sich neuen nachhaltigen Wohnformen anzunähern. Heißbegehrt sind große Altbauwohnungen in Häusern der Gründerzeit für Wohngemeinschaften – mit Berliner Zimmer als gemeinsamen Mittelpunkt. Für genossenschaftliche Wohnformen bräuchte es fördernde Rahmenbedingungen. Einige Kommunen gehen schon mit gutem Beispiel voran, in dem sie älteren Menschen die allein oder zu zweit in Einfamilienhäusern nachdem ihre Kinder ausgezogen sind, bei Wohnungssuche und Umzug behilflich sind.
- Zu fördern ist auch die kreative Entwicklung kollektiver Nutzungsformen, wie sie sich heute schon in „Häusern der Eigenarbeit“, interkulturellen Gärten, bei Car-Sharing und Lastenrad-sharing finden. Vielleicht gibt es dann bald wieder Quartierskühlhäuser, Gemeinschafts- oder Volksküchen, die (alleinerziehende) Eltern entlasten und gleichzeitig kommunikativer Treff sind.

„Unter dem Pflaster wächst der Strand“: Erste Anzeichen von Wandel und Transformation – ohne dass die genaue Richtung klar ist – sind kreative Nischen – Aktivitäten wie Bauteilbörsen, Reparaturläden, multioptionale integrierte Mobilität, essbares Stadtgrün wie in Andernach oder die von Bürgern ausgehende Stadtentwicklung ([www.nexthamburg.de](http://www.nexthamburg.de)); Kommunales Ressourcenmanagement oder auch Urban mining kommen hinzu. Neben den eher technischen Entwicklungen wäre ein Schub sozialer Innovationen wünschenswert, die zum Verweilen, zum Gespräch, zum Spiel etc. einladen, wie Schach oder Mühle, öffentliches Fernsehen ( nicht nur als Public Viewing aus Anlass der Fußball-Europameisterschaft. Aktionen wie der Parking day ( <http://parkingday.org/>; ) sind erste Schritte der Wieder-Inbesitznahme des öffentlichen Raums.

Bei alledem geht es nicht nur um eine energieeffiziente, energetisch erneuerte Stadt, nicht nur um Post-Oil-City- sondern eine, soziale gastfreundliche Stadt, eine conviviale Stadt, die gleichzeitig auch

eine leichten ökologischen Fußabdruck hat. Es geht um die Entwicklungsperspektive hin zu einer Stadt der reduktiven, nicht der expansiven Moderne (Harald Welzer, Selbst denken, Frankfurt 2013). Masdar City ist energetisch top, weil CO<sub>2</sub> - frei, aber gleichzeitig gekennzeichnet durch die Grenzenlosigkeit sonstiger materieller Konsumbedürfnisse, sie bleibt so der expansiven Moderne verhaftet.

Notwendig ist eine nachhaltige Entwicklung, die große Transformation (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen, WBGU) als ein ganzheitlicher Veränderungsprozess, der nicht nur einzelne Bereiche in den Blick nimmt, sondern nach Möglichkeit gleichzeitig den Wandel der verschiedenen Problemfelder anstrebt. Die Agenda 2030 (die sogenannten SDGs) hat als globale Übereinkunft 17 Ziele gesetzt, die bis zum Jahr 2030 – also in 14 Jahren erreicht sein sollen. Bei Ziel 11 geht es um nachhaltige Städte und deren Resilienz. Bei Ziel 12 um nachhaltige Produktions- und Konsummuster. Damit werden alle gesellschaftlichen Bereiche – vom Klimaschutz, Energiewende, Biodiversität, Beschäftigung, Verteilung, Arbeitszeitverkürzung – berührt. Entsprechend braucht es im Blick auf das Thema Wohnen auch ein Umdenken in der Immobilienwirtschaft und in der Bodenpolitik. Wie könnte dann eine Suffizienzpolitik im Bereich des Wohnens aussehen – vielleicht in Form einer Wohnflächenbesteuerung als ökonomischer Anreiz sich mit weniger Fläche zu begnügen.

So sind nicht nur der Einzelne, die Gesellschaft und die Politik gefordert nach Auswegen aus der Individualisierung zu suchen, sondern auch Architektur und Stadtplanung. Niklas Maak, Architekturkritiker der FAZ fragt in seinem Buch „Wohnkomplex. Warum wir andere Häuser brauchen“ (München 2014) nach einer Architektur, die das „Unter-sich-Sein“ überwindet. Wie sehe es aus, fragt Maak, *„wenn man die Ideen des offenen Hauses auf den Maßstab eines Stadtviertels oder einer ganzen Stadt übertragen würde? Was es brauche, seien sozial flexible, erweiterbare, kostengünstige, raum- und ressourcensparende Wohnformen. Und diese findet Maak vor allem bei japanischen Architekten, etwa im Modell des Moriyama House. Dieses Prinzip liefere den Entwurf für Formen, die größere Freundeskreise, familienübergreifende Wohncluster, Singles und Familien, Rentner und Durchreisende sowie Obdachlose beherbergen könne. Es seien Entwürfe, die die im Zuge der Industrialisierung und der Entwicklung des Bürgertums entstandene Architektur des „Unter-sich-Seins“ überwinde. Zentrale Idee in diesem Prinzip sind geteilte Flächen zwischen den sehr viel kleineren privaten Einheiten. So würde beispielsweise aus riesigen Apartmenthochhäusern ein hotelähnliches Wohnen werden. Was hier entstehe, sei eine Mischform zwischen Einfamilienhaus und Großkommune und die Aufhebung der Trennung zwischen radikalliberalem und kommunitaristischem Lebensentwurf.“*

Hier eröffnet sich ein weites Experimentierfeld in Richtung kleiner Wohneinheiten, größerer Wohnungen für Wohngemeinschaften und auch für den Umbau von Einfamilienhaussiedlungen.

**Wie würden Sie gerne - zukünftig und zukunftsfähig - wohnen wollen?**